

— A richtig a Fila. Der Gu- babau, ein rechte Weiztragn, hat auf da Post im Land eine Mart verspielt. Das giftet ihn so, daß er sich zu Hause aufhängt. Die Nanni, seine Hauserin, kinnit dazu und schneidet den Strid schnell durch, so daß der Gu babau greit' is. Hat er „Dant schä“ g'fagt, der geizt Gu babau? Velleicht. Gwih is aba, daß er am nächsten Zohlag der Hauserin das Geld für den Strid vom Lohn abzon hat, weil er „no ganz reich war und sie ihn drum net da schneidn, sondern aufknüpfn hätt solln.“

Schwere Seiten.



Prob: „Das Leben wird doch immer theurer!... Belangt mit da mein Juwelier 20,000 Mark für eine Brillantnabel!“

— Zuborgekommen. Meier und Müller fordern sich anlässlich eines Wortwechfels. Das Pistolenduell — schwere Bedingungen — wird für den andern Morgen 8 Uhr in einem Wäldchen nächst der Stadt festgesetzt. Um 7 Uhr früh erscheint Müller fogenovoll beim Polizeikommissär. „Herr Kommissär, in Ihrem Raion soll in einer Stunde ein Duell unter schweren Bedingungen...“

In der Sprechstunde.



Professor (topfschüttelnd): „Mit achtzehn Jahren schon ein Bierherz! Daß ihr jungen Leute mit dem Herzen doch gar nichts anderes anzu- fangen wißt!“

— Rechte Pflichten. Dienst- herr: „Merken Sie sich — hier geht alles mit militärischer Pünktlichkeit: Um sechs Uhr wird aufgestanden, um zwölf Uhr gegessen und um zehn Uhr zu Bett gegangen.“ Dienstmädchen (erleichtert): „Na, wenn es weiter nichts zu thun gibt, dann bin ich schon zufriedn.“

Liebevoll.



Sie: „D, Du Barbar, siehst Du denn nicht, daß ich in Thränen zer- fliehe!“ Er: „Zerflieh' nur, ich wiß' nach- her den nassen Fleck fort und bin Dich los!“

Unter der Buche.

Von Maria Schramm-Madonath. Sie schritten dahin durch die lippi- gen Kornfelder, schweigend. Seite an Seite, Hand in Hand. Die glühende Sommerjonne brannte auf ihre un- bedeckten Häupter. Jofinns großer Strohhut hing an ihrem Arm, Reinhold trug seinen breitkrempigen, grauen Filz in der Hand. Jetzt er- hob er ihn und zeigte damit auf einen dunklen Gegenstand in der Ferne, der zwischen der goldenen Feldfläche und den bewaldeten Bergen am Hori- zont sichtbar wurde. Es war nichts anderes als ein mächtiger Baum, ter nur erst in seinen Umrissen erkennbar war.

„Mein Eden!“ sagte Reinhold mit innigem und zugleich schmerzlichem Ausdruck. Jofine fuhr empor, als habe das Wort ihn wech gethan. Dann wende- te sie den dunkelhaarigen Kopf zu ihrem Begleiter. „Mühte es sein, Reinhold?“ fragte sie bitter. Er hörte den Vorwurf, der in die- ser Frage lag.

„Geliebte!“, antwortete er, indem er sie mit seinen ehrlichen, blauen Augen traurig ansah, „du wüßtest ja, daß die Dürre dich den Mann, der mir, dem Vorwaisen, ein Wohlthäter gewesen, solange ich denken kann, von dem Siege seiner Wäter gehen sehen, auf dem sie anbersthalb Jahrhundert sech- zigt gesehen im Glanze eines un- verletzten Ehrenschildes? Durfte ich ihn von hier gehen sehn in's Elend, be- deckt mit Schanden?“

Jofinns Gesicht verfinsterte sich. „Gott verzeh' mir's, daß ich's sage, Reinhold, denn er ist mein Vater; hat er aber sein Loos nicht selber her- aufbeschworen? Und müßten zwei Unschuldige als Opfer fallen, um ihn zu retten?“

„Meine Mutter!“ erwiderte Jofine und blickte starr vor sich hin. „Glaube ich, daß ich mich nicht an- erinnere? Sie liebte mich, ja gewiß, auf ihre Art, und doch duldet sie es, daß ihr einzig Kind dem un- geliebten Manne in die Arme gewor- ren wird.“ „Fügte sie in bitterem Tone hinzu, „es ist ja schwer, dem Wohl- leben zu entsagen!“

„Nein, Jofine,“ entgegnete Reinhold ernst, „jammern und wehklagen werde ich nicht. Diese Wohlthat wird meine Natur mir verjagen. Aber du weißt's doch: die schlimmsten Schmer- zen sind die, die nicht beneidet, die ausgesprochen werden. Nur das, Bewußtsein treu erfüllter Pflicht wird mich davon bewahren, daß ich ver- zweifle. Dies und der Gedanke, daß es ein edler Mann ist, der das Leben meiner Jofine behütet. Der Inhalt meines Lebens aber wird fortan die Erinnerung sein an dich und das erste Streben nach den höchsten Zielen in meiner Kunst.“

„Wie kommt es nur, daß Fräulein Helene nun des Apothekers Frau ge- worden? Sie war doch verlobt mit dem Arzt des nahen Städtchens!“ „Ja, wissen Sie, die Liebesbriefe vom Doktor waren kaum zu entzif- fern; da hat der hiesige Apotheker sie ihr vorgelesen, und zwar so fims- mungsoll, daß sie sich in ihn verliebte und den Arzt verabschiedete!“

Sie legte ihm die Hand auf den Mund und deutete nach vorwärts. Und die beiden setzten ihren Weg fort, wiederum schweigend, in tiefem Sinnen, Hand in Hand. Sie wanderten und wanderten immer ihrem Ziel entgegen: jenem gro- ßen Baum in der Ebene. So waren sie auch an jenem einen, unvergess- lichen Tage dahingegangen, so und doch ganz, ganz anders: lachend und scherzend, singend und jubelnd. Ihre jungen Herzen schlugen freudig in Hoffnung und Zuversicht; die Zu- kunft winkte mit rosigem Finger und verhieß die glücklichsten Tage. Jofinns Eltern wußten ja von der Nei- gung, die sie und den armen Edel- mannssohn, den Jugendgespielen, den ihr Vater nach des feigenen Tode auf seine Kosten hatte erziehen lassen, mit- einander vernüpfte, und sie legten ihr nichts in den Weg. Das war den jugendfrohen Gemüthern genug.

Und Reinholds Klüftlerlaufbahn hatte so glücklich begonnen! Ihre strahlenden Augen sagten sich's lä- chelnd, küßend. Sie schürzten und sangen, sie pflückten Blumen und häckelten sich wie fröhliche Kinder. Dann saßen sie unter der mächtigen Buche, gerade unter dem Muttergott- tesbilde, das aus ihren Zweigen far- benleuchtend heruntergah.

Jofine hatte einen Kornblumen- kranz gebunden. Reinhold setzte ihn der Geliebten auf's Haupt. „Wie eine Braut siehst du aus,“ sagte er mit leuchtenden Augen. „Sie aber, stets zum Neden geneigt, rief das blaue Gewinde lachend herab und rief aus: „Seit wann tragen Bräute Kornblumentränze? Myrte, Myrte, Liebster, muß es sein. Weißt du's denn nicht?“

Da sie aber Reinholds Gesicht um einen Schatten trüber werden sah, fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn. Zum ersten Male, seitdem er zurückgekommen von seiner römischen Studienreise. Sie küßte ihn und rief: „Soll ich deine Braut sein, dann magst du mir sogar einen Dornen- kranz aufsetzen, ich will ihn gerne tragen.“

Damit legte sie den reizenden Kopf an seine Brust. Er aber nahm den Kranz und setzte ihn zum zweiten Male auf ihr lockiges Haar, küßte ihre weiße Stirn, nannte sie seine Braut, sein geliebtes, kleines Weib und küßte ihr tausend lange zurück- gehaltene Rosenworte zu.

„Lange saßen sie dann im Schatten der mächtigen Buche unter dem Ma- rienbilde, von ihrer süßen Liebe redend oder in stummer Schägheit Blick in Blick getaucht, oder stuh um stuh hingerend. Als die Sonne Wiene machte, hinter den Bergen zu ver- schwinden, und zum Aufbruch mahnte, da kniete Jofine nieder vor dem Mut- tertergottesbilde und bat in inbrünsti- gem Gebet um Schutz für ihre Liebe. Den Kornblumentranz aber hängte sie unter das hohe Holzdachlein, unter dem die Heilige mit dem Jesuskinde schlief gezeugt war.“

Der Kranz war seitdem wech und dürr geworden, hing aber noch immer oben. Andere Kornblumentränze hatten die Liebenden der Heiligen zu Füßen aufgehängt und oft durch frische ersetzt. Der eine, verdorrte, Jofinns „Brautkranz“ behielt seinen Ehrenplatz zu ihren Häuptern. Als das Paar heute dem Baume bereits ziemlich nahe war, blieb Rein- hold nochmals stehen. „Jofine,“ fragte er leise, „erhält die Heilige heute keinen Kranz von deiner Hand?“ „Nein,“ erwiderte sie mit harter Stimme. „Sie hat kein Erbarmen mit uns gehabt. Nicht sie such' ich auf, nur den Platz, wo du zuerst mich deine Braut genannt.“

hersch. Schwach drang er durch die dichten Zweige der herrlichen Buche. Reinhold, der die Blicke stehend zu dem Heiligenbilde erhoben hatte, sah wie der weite Kranz im Winde zit- terte. Klagen fuhr ein Windstoß durch die Zweige. Es klang wie ein ge- waltiger Seufzer unendlichen Mit- leidens. Jofine lautete mit vorgebeugtem Körper, mit weit geöffneten Augen. Lauter, drohender rollte der Don- ner, der dem Blize unmittelbar folgte. Heftig rauschte jetzt auch der Regen hernieder. Doch das dicke Blättergewirr der laubentartig zur Erde gefenkten Zweige bot einen leidigen Schutz.

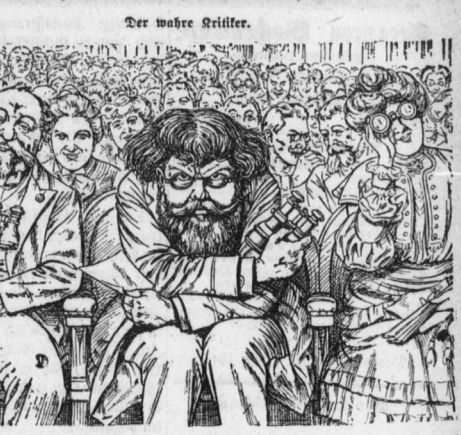
Reinhold hatte die Geliebte empor und an seine Seite gezogen. Wie an jenem unvergesslichen Tage, dessen junge Seligkeit so rasch in Trümmern gehen sollte, saßen sie da, eng anein- ander geschmiegt. Die Natur raste. In ihnen aber war's plötzlich still, war Ruhe und Friede. Jofine lag an Reinholds Herzen wie ein genesendes Kind an der Brust der liebenden Mutter. Auf einmal richtete sie sich auf, schlang die Arme um den Hals des Geliebten und sagte innig: „Ich will mein Kreuz auf mich nehmen. Du darfst nicht achten können, wie du mich liebst. Gib mir den Abschiedskuß, du mein Alles!“

Eine Welt der Liebe und Entsa- gung lag in diesen Worten. „Gott segne dich, meine tapfere Jo- fine!“ Ihre Lippen vereinten sich in hei- ßem, langem Kusse. Wohlthätig waren sie wie in Feuer getaucht. Ein furchtbarer Knack er- schütterte die Luft und den Erdboden. Dann war alles still. Wie friedlich sie da lehnen an dem vom Blizstrahl gerpitterten Stamm der alten Buche, die beiden Todten, Seite an Seite, Hand in Hand. Ueber sie herab ließ sich, nur noch lose in den Zweigen hängend, das Mutter- gottesbild. Auf Jofinns junger Brust liegt ein verwelkter Kornblumen- kranz.

Im Hauskleid.

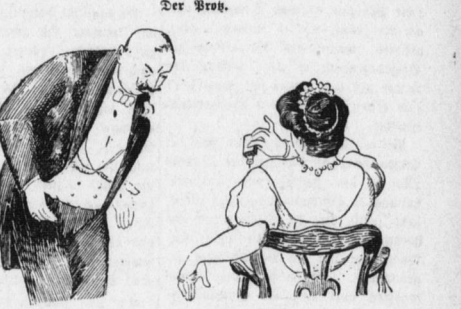
Es ist der Frauen hübschste und fleßsicherste Kostierie, so lesen wir in einem Wiener Blatt, erst recht an- ziehend auszufallen, wenn die Gala- kleiden gefallen sind, wenn all die complicirten Toilettenschmeideleien abgethan werden und sie mehr sie selbst geworden sind. Dann kommt der Kern erst so recht zur Geltung. Das Hauskleid ist ehrlicher als die Galaanerkennung. Wer es richtig zu wählen versteht, sich gräßlich darein zu schmiegen weiß, hat eine richtige Kunst des Weibes begriffen; denn die Frau muß in ihrer häuslichen Ge- wandung das Bild sein, um das sich der Rahmen ihres Heims schließt. Eine ungepflegt angezogene Frau des Hauses färbt peinlich auf ihre ganze Umgebung ab. Man darf darin frei- lich nicht so weit gehen, wie die vor- nehme Pariser Gesellschaftsdame, die mit ihrem Gatten und mit Fremden flirzt, sich ihr totes Kopfen mit dem so unglücklich schweren Problem zerschreit, wie man diesen Angelegen- ein im Hause einen Anstrich von Ausgegengenheit, von Negligé, verlei- chen könne. Dabei ist dann all das anscheinend Unachtsichtige, Lose, Weißstiehe so raffiniert und er- stüßelt abfichlich, daß man des Arztes nur als ein Eingeweihter gewahr wird. Die Engländerin ist in ihrem Treteam schon aufrichtiger, und ihre Freizug muß auf der lieben Hygiene und Reuehsichtigkeit mellen bei uns eher nach, als der auch von ihrem Hauskleid meist vergealtigten Paris- serin.

So lange unser Hauskleid „Schlaf- rood“ hieß, war es recht verpönt, und man durfte sich darin nicht außerhalb des engsten Familienkreises zeigen, wollte man nicht als läßig gelten. Seit es aber den pompöser klingenden Namen „Robe d'intérieur“ führt, ist es so vom Anstandesober ohne weite- res gestattet, seine Zintimen, auch Herren, darin zu empfangen. Und hier kann einfacher, ungefüllter Geschmack seine Einfälle spielen las- sen; denn einfach muß ein Hauskleid werden und einheitlich muß es in der Gesamtingestaltung sein. Es muß so aussehen, als wäre man flugs und ohne jedesweches Federlesen im Nu hineingeschlüpf. Dazu ist meist keine große Kunst von Nöthen: ein schlich- tes Empirekleid aus Battist, Wolle oder Kaschmir usw. kann, nett beige- stellt, ebenso sehr kleidam wirken. Für junge Frauen die findlich amu- thige Babyfajon der Wienerer Tracht, für ältere Damen eine born- lose Gewandung, rückwärts mit der Watteaufalte, für entsprechende Er- scheinungen Schmitz, die sich an die der japanischen Kimonos anlehnen; für schlank, jugendliche Gestalten die liebreizende Tracht à la Marie An- toinette mit den düstigen Spitzgen- aus über die graziose Kleidung von Königin Luise's Zeit; all das gibt wunderhübsche, frauenhaft ammutig wirkende Hauskleider, die nicht nur bequem, sondern auch modern sind und meist entzückend kleiden. Ein bishigen Extragooganz ist, wenn sie geschmackvoll angebracht ist, bei In- terieureldeitern ohne weiteres gestattet.



„Ist der Kritiker Gramler bedeutend?“ „Und wie — dem gefällt überhaupt gar nichts!“

— Neue Orthographie. „Du, Wata, wird Paul groß geschrieben?“ — „Na, so sehr groß nicht!“ — Da her, Mutter: Rein, aus dem Dilletantenverein trittst du mir aus. Man hat mir gesagt, die Rüsse auf der Bühne würden nur marit, er ich habe aber mit eigenen Augen ge- sehen, wie dich der junge Mann or- dentlich abgebußelt hat! Lächelst du: Aber Mama, das war doch auch heute nur eine... Probe!



Schon wieder Weichenodeur!... Woju hast Du nöthig, zu riechen so bescheiden?“

— Gewissenhaft. „Werden gnädige Frau dieses Jahr wieder die blaue Grotte besuchen?“ — „Nein, wir können leider nur nach dem Schwarzwalde, einer Familientrauer wegen.“

— Der Schulbner. Bekann- ter: „Sitzt werden Sie sich auch bald eine neue Frau suchen? Bittwer: Wo denken Sie hin... ich bin ja die erste noch dem Heirathsmittler schuldig.“



Köchin (in einer Menagerie einem fressenden Tiger zuschauend): „Himmel, was würde meine Herrschaft erst sagen, wenn mein Solbat solchen Appetit hätte!“

— Neue Art. Zwei Wehrlinge diskutiren über die verschiedenen Ri- tuallen der jüdischen und katholischen Kirche. Schließlich fragt der eine den anderen: „Zu welchem Ritus be- kennt sich dein Meister, Freige?“ — „Zum Spiritus!“ lautet die prompte Antwort.

— Zeitfragen. Papa (zum kleinen Fritz): „Früh, der Storch hat dir ein Würdchen gebracht, willst du es mal sehn? Früh: „Ne, aber den Storch!“



„Wie hieß Ihr verstorbener Mann?“ — „Müller.“ — „Und der geschiedene?“ — „Krause.“ — „Und der jetzige?“ — „Meier.“ — (In Gedanken.) „Und der zukünftige?“